

Wie denken wir über Karl May? Von Hermann Cardauns.

Die Schriftleitung der „Wacht“ legt mir diese Frage zur Beantwortung vor mit dem Bemerkten: In letzter Zeit sei von den Verbandsmitgliedern eine Reihe von Erkundigungen eingelaufen, ob der genannte Schriftsteller für junge Arbeiter zu empfehlen sei. Zunächst ist also hier an einen bestimmten Leserkreis gedacht; doch wird meine Antwort nicht bloß diesen besonderen Zweck berücksichtigen können.

Über Karl May ist in den beiden letzten Jahrzehnten eine Unmenge Papier bedruckt worden. Die Zahl der ihm gewidmeten, zum Teil von ihm selbst geschriebenen oder veranlaßten Broschüren, größeren Aufsätze, Flugblätter und Zeitungsartikel geht – ohne Übertreibung – in die vielen tausende, und ich kann es verstehen, wenn viele gar nichts mehr von ihm hören wollen. Auch ich habe mich wiederholt an den Erörterungen über den seltsamen Herrn beteiligt, namentlich durch zwei viel bemerkte Aufsätze in den „Historisch-politischen Blättern.“ Aber die Frage der Schriftleitung ist durchaus nicht überflüssig. Schon weil die ungeheure und ungeheuerliche Reklame, die May mit sich trieb und treiben ließ, auch jetzt, fünf bis sechs Jahre nach seinem Tode (30. März 1912), noch immer die seltsamsten Blüten treibt. Noch immer wird dieser abenteuerliche Vertreter des Abenteurer-Romans über die höchsten Sterne hinaus gepriesen, und sogar der Weltkrieg muß diesem Zweck dienen: Er wird gelobhudelt als „Prophet seines Volkes, ein Erzieher des deutschen Volkes“, sein „Name hallte von den Schützengräben der Argonnen bis in die Ebenen Mesopotamiens hinüber“, der Krieg ist für ihn und seine Bücher die „glänzendste Rechtfertigung“, und „schon manche Heldentat ist in stillem Gedenken an Old Shatterhand getan worden“ – das sind einige Probchen aus mir vorliegenden Zeitungen und Reklamezetteln. Sparsamer mit solchen geschmacklosen Überschwenglichkeiten, aber noch immer reichlich wunderlich und für den Kenner erheiternd ist der 34. Band seiner Gesammelten Werke: „Ich! Aus K. Mays Nachlaß“ (Radebeul, 588 S.), den Dr. Eucharis Schmid „in seiner Eigenschaft als Leiter des Karl-May-Verlags und Verwalter von Karl Mays literarischem Nachlaß“ 1917 veröffentlicht hat. Da drängt sich doch die Notwendigkeit auf, ab und zu ein deutliches Wort zu sagen, was von May zu halten ist.

Als ich 1902 meinen Enthüllungsartikel über Mays schriftstellerische Tätigkeit veröffentlichte („Herr K. M. von der anderen Seite“), habe ich seine mir schon damals bekannten Personalien nicht berührt. Sie sind erst später von anderer Seite an die Öffentlichkeit gebracht worden. Auch hier bemerke ich nur ganz kurz, daß der Schullehrer K. M., geb. 1842, in den sechziger Jahren ein über das andere mal mit den Gerichten in Konflikt kam und zuletzt 1870 zu einer vierjährigen Freiheitsstrafe verurteilt wurde. Nach Verbüßung derselben wurde er Schriftsteller; brachte dazu unverächtliche Eigenschaften mit, eine bedeutende Erfindungs- und Darstellungsgabe, hat auch durch ausgebreitete Lektüre seine bescheidene Vorbildung ergänzt, und man würde gern durch seine Jugendsünden einen Strich machen, wenn er sich mit der Feder eine einwandfreie Existenz geschaffen hätte. Aber das ist nicht der Fall gewesen. Er kochte in allen erdenklichen Töpfen. Massenhaft erschienen seine Erzählungen seit den siebziger Jahren in Roseggers Heimgarten, in Volkskalendern, im Stuttgarter Verlag Union, und ein vielgelesener Reiseroman nach dem anderen im katholischen Deutschen Hausschatz, in hohem Grade phantastisch, oft weitschweifig und platt, aber im ganzen nicht übel und zum Teil ungewöhnlich geschickt geschrieben, vorzüglich auf solche, namentlich jugendliche Leser berechnet, die vor allem Handlung, Abwechslung, Aufregung verlangt, dabei sittlich einwandfrei, mitunter katholisch gefärbt, obwohl der Verfasser dem protestantischen Bekenntnis angehörte.

Erst lange nachher ist bekannt geworden, daß der fromme Herr May gleichzeitig für den wüsten Verlag Münchmeyer (Dresden) gearbeitet hat. 1882–87 wurden bei Münchmeyer fünf Riesenromane aus seiner Feder gedruckt, mit einer Ausnahme ohne seinen Namen, gewöhnlich mehr als in 100 Heften mit über 100 000 Druckzeilen, Kolportagefutter, künstlerisch wertlos, wenn auch nicht ohne Talentspuren, strotzend von den größten Unsittlichkeiten. Als diese fatale Tatsache bekannt wurde, hat er feierlich versichert, an diesen Schweinereien sei er unschuldig, der (mittlerweise verstorbene) böse Verleger habe sie, ohne daß er davon eine Ahnung hatte, in seine sittlich engelreinen Manuskripte hineingefälscht, und als er es endlich erfuhr, habe er mit Münchmeyer gebrochen. Das war schwer zu glauben, ist anfangs auch nur von wenigen geglaubt worden, und es wurde Jahre lang nicht viel mehr von Herrn May gesprochen. Erst 1907 setzte eine große Rettungsaktion ein, gipfelnd in dem kecken Märchen, May habe in einem durch alle Instanzen getriebenen Prozeß gegen die Firma Münchmeyer glänzend bewiesen, daß die Berge von

Schmutz in den erwähnten Schundromanen ausschließlich auf Rechnung des Verlegers zu setzen seien. Tatsächlich war es ein Zivilprozeß um Verfasserrecht und Honorare, also um Taler, Groschen und Pfennige, der mit der Sittlichkeitsfrage gar nichts zu tun hatte, und die ganze Rettungsaktion stellte sich für jeden, der sehen konnte und wollte, als ein mit eherner Stirn vorgetragener Schwindel heraus.

Um das Jahr 1887 hat M. seine Tätigkeit für den Dresdener Schundverlag eingestellt, um so fleißiger an anderen Stellen weiter geschrieben. Er verdiente viel Geld und wurde ein berühmter, von begeisterten Verehrern umjubelter Mann; vollends als die Ausgabe seiner Gesammelten Werke eröffnet wurde (1892), welche den Schundromanen umfangreiche Abschnitte entnahm, aber die Schmutzereien sorgfältig ausschied.

Aber damit gab M. sich nicht zufrieden. Weit ging seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz darüber hinaus, der beliebte Verfasser spannender Erzählungen zu sein. Wenn er sie in der Form von Ich-Erzählungen schrieb, in denen der Herr „Ich“ in sämtlichen Weltteilen schockweise die unglaublichsten Heldentaten verübt und als Universalgenie, als edelmütiger Freund und Wohltäter der bedrängten Menschheit auftritt, so war dagegen an sich nichts einzuwenden. Es brauchte ja niemand zu glauben, daß Herr „Ich“ und Herr May dieselbe Person seien, und die kolossalen Aufschneidereien des Ersteren konnte der Leser von der heiteren Seite nehmen. Aber May verlangte, ernst genommen zu werden, behauptete meist „Selbstgesehenes und Selbsterlebtes“ zu schildern, große Reise durch die alte und neue Welt wirklich gemacht und mit eigener Hand die Taten des Herrn „Ich“ vollbracht zu haben. Und noch mehr! Er gab sich als hochidealen Menschen. Nicht Reiseerzählungen schrieb er, sondern „Predigten an die Völker“, als Christ und Patriot. Über ein Vierteljahrhundert lang, erklärt er einmal, führe er „die deutsche Volksseele zu fremden Völkern hinaus, damit sie sich für den Gedanken begeistern, daß diese Seelen ebenso wie sie Gott gehören“, und diese Missionsarbeit sei nicht ohne Erfolg gewesen. Schließlich hat er seine Abenteurergeschichten mit ernstem Gesicht als bloße Vorbereitung, als Unterbau einer apostolischen Wirksamkeit behandelt. Sehr bezeichnend ist die anonyme (von ihm selbst verfaßte?) Vorrede zu einer wenig bekannten Geschichte Abdahn Effendi, die 1909 in der Saturnbibliothek gedruckt wurde. „Zum Problem K. May“ wird hier bemerkt: „Was M. erzählt, sind völkerpsychologische Beobachtungen oder kulturgeistige Erfahrungen aus der Menschenwelt ... Das „Ich“, in dem M. schreibt, „ist die Personifizierung der großen Menschheitsfrage nach dem Woher und Wohin unseres ganzen Geschlechtes.“

Die Sucht, mehr sein zu wollen als er war, hat den Widerspruch und die Polemik von allen Seiten herausgefordert. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens ist ein Knäuel von Federkriegen und Prozessen. Was er noch schrieb, läßt die guten Eigenschaften seiner früheren Schriftstellerei, die spannende Handlung, die Frische und den Humor stark vermissen. Ganze Bände sind derartig von langweiligem Geschwätz durchtränkt, daß man schon ein unheilbarer May-Schwärmer sein muß, um sie nicht ermüdet aus der Hand zu legen.

Aus dem Gesagten ergibt sich bereits, daß die vielen Dutzend Bände, die er im Laufe eines langen Lebens zusammenschrieb, sehr verschieden zu beurteilen sind. Unbedingt und aufs allerschärfste zu verwerfen sind die „Schundromane“, deren Schändlichkeiten er nicht auf dem Gewissen haben will. Seine Gesammelten Werke (jetzt schon über 40 Bände) sind ganz gemischte Ware aus seinen verschiedenen Perioden: Bald flotte, sensationelle Romane, deren Handlungsreichtum und lebendige Schilderung fremder Länder – nebenbei bemerkt, hat Ansgar Pöllmann ihm starke Entlehnungen aus anderen Büchern nachgewiesen – auch den anspruchsvollen Leser fesselt, bald Sammlungen wertloser Kleinigkeiten, bald erschreckende Zeugnisse, in welchem Maße das Alter, vielleicht auch die Aufregungen seiner ewigen Fehden mit literarischen und gerichtlichen Gegnern seine Spannkraft lähmten; das beste wohl die sechs ersten Bände, in denen er uns in Begleitung seines getreuen arabischen Dieners Halef durch die asiatische und europäische Türkei führt und die folgenden drei, in denen sein angeblicher Busenfreund Winnetou, der herrliche Häuptling der Apachen, die Hauptrolle spielt; das schlechteste die „rein symbolischen“ Erzeugnisse seiner letzten Jahre, wie Ardistan und Dschimistan usw. Von künstlerischem Wert ist nichts, und keine Reklame wird ihm einen geachteten Platz in unseren Literaturgeschichten sichern. Seine Bücher ausnahmslos aus den Bibliotheken zu entfernen sehe ich keinen Grund, und ich gestehe, daß manche von ihnen mir, einem seiner entschlossensten Gegner, manche vergnügte Stunde bereitet haben. Als Lektüre für die Jugend, speziell für junge Arbeiter, sind sie nicht zu empfehlen; dafür sie sie zu wild, aufregend, blutrünstig. Ernste Pädagogen haben eindringlich davor gewarnt, und ich selbst habe wiederholt Erfahrungen gemacht, wie ungünstig ihre Phantastik leicht erregbare junge Gemüter beeinflußt.

Bei dieser Gelegenheit noch ein Wort über den Band aus seinem „Nachlaß“. Unter „Nachlaß“ pflegt man sonst ungedruckte Aufzeichnungen eines Verstorbenen zu verstehen, aber hier wird der Leser bitter enttäuscht. Auf 500 Seiten werden uns, wenn nicht ausschließlich, so doch weit überwiegend alte Erbsen vorgesetzt, die „Geographischen Predigten“, die „Briefe über Kunst“ und die einige hundert Seiten füllende kuriose Selbstbiographie „Mein Leben und Streben“. In einem Anhang ist der Herausgeber einigermaßen abgerückt von dem tollen Schwindel, der mit dem lebenden May getrieben wurde, beispielsweise nimmt er nur zwei von den gewaltigen Reisen, die man ihm zuschrieb, als gesichert an, doch bleibt noch immer eine tüchtige Portion Überschwang übrig. Der Herausgeber kündigt noch zwei weitere Bände aus dem „Nachlaß“ an, aber schon aus seinen eigenen Angaben ist zu ersehen, daß es sich auch hier um bereits früher gedruckte Sachen handelt. Und so werden die Veröffentlichungen aus dem „Nachlaß“ nicht viel an dem Urteil über M. ändern: Er war ein begabter Mensch, dessen Talent auch in seinem wilden Jugendleben nicht ganz zugrunde ging, ein Vielschreiber, der manches Anziehende und viel Minderwertiges, Wertloses und Abstoßendes geschrieben hat, ein Held der eigenen und fremden Reklame, eine problematische Natur, deren Sünden, Torheiten und Tollheiten man am mildesten und wohl auch richtig mit der Annahme erklärt: Die Lösung des May-Rätsels ist größtenteils in krankhafter Veranlagung zu suchen.

Aus: Die Wacht, Düsseldorf. 1917.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Oktober 2018